



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Joesten, Joseph: Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des
neunzehnten Jahrhunderts : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sittlerisches Leben am Rhein

in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Joseph Joesten in Köln

(Fortsetzung)



Der Maikäferbund blieb mittlerweile ein lustiger, von echt rheinischem Humor durchwurzelter Kreis. Zeitgenossen berichten, daß Kinkel manchmal sogar über die Stränge schlug. In Mondorf an der Sieg besaß die Familie Alexander Kaufmanns ein Gut, das von den „Maikäfern“ zur Sommerszeit oft heimgesucht wurde. Bei einem solchen Ausflug nahm Kinkel ein altes Nachtwächterhorn mit, und als die Gesellschaft gegen Mitternacht in Bonn anlangte, ließ er aus dem Horne die Töne des Nachtwächters erschallen, sodaß die schon in den Betten liegenden Bewohner ängstlich an die Fenster eilten, um zu sehen, wo es brenne. Kinkel aber verbarg das Horn sorgsam unter seinem Rock, sodaß niemand in dem unter ernstern Gesprächen dahinschreitenden Universitätslehrer den mutwilligen Hornisten vermutete.

Zu derselben Zeit gingen in Bonn die wunderlichsten Gerüchte über Kinkels Verhältnis zu Johanna. Das Presbyterium zu Köln sandte den Pastor Engels nach Bonn, um Kinkel wegen der Reinheit der Lehre, der Amtstreue und seines sittlichen Wandels zu einer Erklärung zu veranlassen. Das Presbyterium nahm Anstoß unter anderm daran, daß Kinkel mit Frau Mathieuz im „Hirzekümpchen“, einem Kaffeelokal Bonns, gemeinsam Kaffee getrunken habe; auch könne es die Heirat mit einer Katholikin, die von ihrem Mann geschieden sei, bei einem Geistlichen nicht billigen. Kinkel hat dem Herrn Pastor in jener Vermahnung gründlich gedient und den Diener am Worte des Herrn auf die Augsburgische Konfession und den Heidelberger Katechismus verwiesen, die diesen Fall ausdrücklich vorgesehen haben. Im übrigen bestritt er der Aufsichtsbehörde mit klaren und deutlichen Worten das Recht, sich um sein Verhältnis zu Johanna zu kümmern, „selbst wenn es sich so verhielte, wie man vermute.“ Sechs Tage darauf wurde Kinkel als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln abgesetzt.

Am 29. Juni 1841 sollte das erste Stiftungsfest des Bundes gefeiert werden. Seit ihn infolge seiner amtlichen Disziplinierung selbst seine Freunde flohen und seine Gegner mit bitterm Hasse verfolgten, waren auch zwei Mitglieder dem Bunde untreu geworden, Leo Hasse, dem Kinkel das herrliche Lied: „Der Welt Trotz“ nachsang, und Alexander Kaufmann, dem eins seiner vorzüglichsten Gedichte: „Einem Verlorenen“ gilt. Statt der Ausgeschiednen traten zwei neue Mitglieder ein, Karl Fresenius und Jakob Burckhardt. Außerdem war

Willibald Beyschlag schon vorher eingetreten. Geboren am 5. September 1823 in Frankfurt a. M., studierte er in Bonn 1840 bis 1842 und 1843 bis 1844 Theologie und ist zur Zeit Professor der Theologie an der Universität Halle. Außer einer großen Zahl hervorragender theologischer Schriften veröffentlichte er „Godefred“ 1888 und „Blütenstrauß vom Lebenswege“ 1893. Er ist auch der Verfasser des interessanten Werkes: *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre*. 2. Auflage, Halle, 1896, das indes viel einseitiges Material für die Beurteilung Kinkels und seiner Zeit bietet. Zwischen diesen beiden, dem sechsundzwanzigjährigen Privatdozenten und dem achtzehnjährigen Studenten entstand bald nach ihrer Bekanntschaft eine innige Freundschaft. Beyschlag sagt selbst, daß im Sonnenschein eines solchen Freundesverkehrs sein jugendlicher Geist die schönsten Blüten getrieben habe, deren er zur Zeit fähig war (S. 117 a. a. D.). Das Ehepaar Kinkel wußte nach Beyschlag das Leben poetisch zu verschönern und mit einem Schimmer des edelsten geistigen Genusses zu verklären. Die schönsten Feiertage seines Lebens (S. 121) sind im Frühjahr 1842 die Buchtfahrten auf dem Rheine, wo bei Maiwein und Gesang so manche poetische Stunde mit vollen Zügen genossen wurde. Vergleiche auch das Gedicht: „Es glänzet zwischen dunkeln Bäumen“ (S. 122). Beyschlags bester Freund war um diese Zeit Karl Fresenius, der gleichfalls dem Maitäferbunde beigetreten war.

Leider ist die innige Freundschaft zwischen Beyschlag und Kinkel im Laufe der Zeit vielfach getrübt worden. Wenn sich Beyschlag hierüber gelegentlich äußert, so muß man hierin seine Offenheit rückhaltlos anerkennen. Die Weltanschauung der beiden Freunde war zu sehr von einander verschieden, als daß auf die Dauer eine Harmonie der Geister hätte bestehen können. So schätzenswert daher die gelegentlichen Mitteilungen über Kinkel und den Maitäferbund sind, so berührt es geradezu peinlich und erscheint es zum mindesten unverständlich, wenn Beyschlag, eine überwiegend kritische Natur, (S. 355) folgendes schreibt: „So sollte ich zur Steuer der historischen Wahrheit und zur Aufklärung der Rheinprovinz (sic!) über einen nach großen Hoffnungen verloren gegangnen Sohn einen Aufsatz über Kinkels Entwicklungsgang schreiben. Das Thema war zeitgemäß, da Kinkels Irrgang und Schicksal weite Kreise bewegte und seine Person durch einen unreifen und radikalen Biographen Namens Strodtmann soeben in ein ganz falsches Verherrlichungslicht gerückt worden war. Und es konnte mich, der ich dem Kinkelschen Ehepaare so nahe gestanden, allerdings reizen, das psychologische Problem einer Individualität zu lösen, deren Innerstes nach meinem Verständnis weder wissenschaftlicher Trieb noch poetische Begabung, sondern praktische Energie war, und die insofgedessen nach dem Verlorengehen der demütigen christlichen Lebensziele auf den Weg der politischen Großmannsucht hatte geraten müssen. Andererseits widerstrebt es mir, eine solche psychologische Analyse an dem noch Lebenden, dem ich so nahe gestanden, öffentlich vorzunehmen; erst als mein Bruder meine Bedenken bekämpfte und mich wie zu einer Pflichtenfüllung antrieb, gab ich mich an die Arbeit und schrieb zu zwei Dritteln hin; aber ich war nicht böse, als hernach die Übernahme neuer Berufsaufgaben die Vollendung und Veröffentlichung hintanhielt.“

Wir sind dem Herrn Professor auch nicht böse und freuen uns mit ihm, daß er diese Arbeit nur zu zwei Dritteln vollendet hat. Zu einer objektiven literarischen und künstlerischen Würdigung des Dichters scheint er nach dem

Vorhergesagten am allerwenigsten berufen zu sein; freuen wir uns, daß er als Diener am Worte Gottes die „demütigen christlichen Lebensziele“ nicht verloren hat und auf keinen falschen Weg geraten ist. Wenn er Strodtmann einen „unreifen“ Biographen nennt, so mag man darin dem Herrn Professor nicht Unrecht geben, da Strodtmann bei der Niederschrift der Biographie erst einundzwanzig Jahre alt war. Aber hat denn der Herr Professor nicht die Biographie des hoffentlich vor seinen Augen „reisen“ Biographen Otto Henne am Rhyn zu Zürich gelesen? (Vergleiche auch Schorn, Lebenserinnerungen II, Seite 52 und 53.) Die Rheinprovinz brauchte im übrigen zur „Steuer der historischen Wahrheit“ und zu ihrer eignen Aufklärung auf Herrn Beyschlag nicht zu warten. Sie hat sich selbst aufgeklärt. Doch genug hiervon! Immerhin können wir es dem Urteile der Nachwelt getrost überlassen, über die „poetische Begabung“ Kinkels weiter zu entscheiden. Jedenfalls wird der „Blütenstrauch vom Lebenswege“ längst verweltt sein, wenn „Otto der Schütz“ in unergänglicher neuer Kraft die Herzen der Deutschen weiter erobern wird. Daran wird auch der Umstand nichts ändern, daß nach der Meinung des Herrn Professors dem Dichter „die demütigen christlichen Lebensziele verloren gegangen sind.“ Wir verweisen auch auf einen hoffentlich „reisen“ Biographen, den Litterarhistoriker Hermann Kurz, Band IV, Seite 213. Im übrigen werden wir am Schlusse unsrer Abhandlung auf ein wesentlich richtigeres Urteil über Kinkel zurückkommen, das ein berufener Kenner und Kritiker, Wolfgang Müller von Königswinter, über seinen Freund gefällt hat.

Von Interesse für die Beurteilung Kinkels und seiner damaligen theologischen Freunde sind auch einige uns vorliegende Briefe aus der Jugendzeit. In einem Briefe an einen Studienfreund, einen Pastor in Elberfeld, dessen Namen wir mit Rücksicht auf seine Familie hier nicht nennen möchten, sagt Kinkel (10. April 1842): „In der Litteratur ist Schweigen die Parole. Die Lyrik ist seit den sechs politischen Dichtern kaput. Kein Schade. Das Drama wird nun an die Reihe kommen und lebhafter alle Stände, Loge wie Galerie, fassen, als es die aristokratische Romantik thun konnte.“ Und in dem Briefe vom 7. August 1841: „Sie mögen mich behandeln, wie sie wollen, ein ehrlicher Junge hoffe ich zu bleiben heut und immerdar, und denen treu, die nicht zuerst von mir abfallen.“ Am 18. März 1842: „Im Namen des Gottes, der über dir und mir und über allen Gestaltungen der Menschheit ist. . . Heute empfangen ich seit einem vollen Jahre den ersten persönlichen Beweis, daß die protestantische Kirche ihren Prinzipien nicht völlig untreu geworden ist; denn ich ahne eine Versöhnung mit einer Gemeinschaft, die mich so lange ausgestoßen hatte. In Demut habe ich des Rufes gewartet, nun ist er da; wohl fühle ich gerade jetzt meine Unwürdigkeit, doch ich denke an den Gral und an Immermanns großes Wort:

Des Menschen That, die einzig kenntliche
Ist: fühlen sich im Stande der Erwählten!“

In dem Briefe vom 25. Mai 1843 aus Schloß Poppelsdorf (Himmelfahrt 1843) zeigt er seinem Freunde seine am 22. Mai mit Frau Johanna Mockel geschlossene Ehe an: „Wir wünschen sehr, daß du bei einem Besuche in Bonn dich von unserm Glücke persönlich überzeugt — einem Glücke, wie mein Leben bis jetzt kein ähnliches erfahren hat. Möge dir Kraft und trotziger Mannesmut bleiben, auch wenn dumpfe Atmosphäre der Geistlosigkeit und kaufmännischen Weltfinns dich umgiebt.“

Es ist dies derselbe Pastor und christliche Amtsbruder, der (nach dem Biographen Kinkels, Henne am Rhyn S. 56) Kinkel im Kerker zu Rastatt zu befehlen suchte, von ihm sogar Trennung seiner Ehe verlangte und nach dem Fehlschlagen seiner Versuche den General von der Gröben gegen den Gesangnen bearbeitete. Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Sind das die „demütigen christlichen Lebensziele,“ von denen Beyschlag spricht? Diesem unbegreiflichen Verhalten seiner frühern Amtsbrüder stellen wir das uns vorliegende Schreiben des Königlichen Konsistoriums zu Koblenz vom 3. August 1846 an die Pfarrer der Synode gegenüber, das folgendermaßen lautet: „Ew. Hochwürden veranlassen wir, den Pfarrern Ihrer Synode bekannt zu machen, daß wir dem Kandidaten des Predigtamts, Dr. Gottfried Kinkel in Bonn, nachdem derselbe zum Professor extraordinarius in der philosophischen Fakultät zu Bonn ernannt worden ist, die erbetene Entlassung aus dem Kandidatenstande unter Anerkennung seiner frühern wissenschaftlichen und praktischen erfreulichen Leistungen auf dem theologischen Gebiete gewährt haben.“

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Maikäferbund und seinen Mitgliedern zurück. Und da ist vor allen Karl Fresenius, der nachmalige Chemiker und Naturforscher, zu nennen. Karl Fresenius wurde am 26. Dezember 1818 zu Frankfurt a. M. geboren. Er studierte in Bonn von 1841 ab Chemie und Naturwissenschaften und wurde 1845 ordentlicher Professor der Chemie, Physik und Technologie am landwirtschaftlichen Institut zu Wiesbaden; als Schriftsteller ist er lediglich in seinem Berufe aufgetreten. Sein Name ist über die Grenzen unsers Vaterlandes weit hinaus bekannt geworden. Ferner trat dem Bunde bei Jakob Burckhardt, geb. 25. Mai 1818 zu Basel, der 1841 in Bonn Theologie und Geschichte studierte und bekanntlich Professor der Kultur- und Kunstgeschichte zu Basel wurde.

Seit 1893 hatte Burckhardt seine Vorlesungen an der Basler Hochschule eingestellt; die fünf Jahre, die ihm noch vergönnt waren — er starb im Jahre 1897 —, hat er dazu benutzt, auch über den Tod hinaus der großen Gemeinde nahe und gegenwärtig zu bleiben, die in ihm seit Jahrzehnten einen ihrer vornehmsten Lehrer sah. Aus der Fülle der Anschauung und Erinnerung hat er in seinem letzten Werke: Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien (Das Altarbild. Das Porträt in der Malerei. Die Sammler) IV (Basel, 1898) mit reicher und sicherer Hand Schätze auf Schätze hergegeben. Er war von je ein Meister des Stils, aber das Alter hat ihm noch eine ganz besondere Schönheit des Ausdrucks verliehen, sodaß das ganze Buch als ein verkürzter Hymnus auf die Kunst erscheint, die es feiert. In der Zeit des Maikäferbundes schrieb er seinen Aufsatz: „Die vorgotischen Kirchen am Niederrhein,“ der den feinsüßigen und geistvollen Kunstkritiker schon in seiner Jugend verrät. Zu dem Jahrgang 1841 des „Maikäfer“ hatte er sechzehn Nummern Lyrik beigeuert; später blieb er korrespondierendes Mitglied. Als solches lieferte er dem Maikäfer das Niederpiel: Die Teufelsmauer und die Fortsetzung eines Romans vom Kandidaten Schnipselius.

Bei Gelegenheit des ersten Stiftungsfestes des Maikäferbundes wurde zunächst der gefeierte Dichter des Rheinliedes Nikolaus Becker zum Ehrenmitglied ernannt. Als Ehrengäste waren Herr und Frau von Vinzer¹⁾ aus

¹⁾ Vinzer ist der Dichter des Burschenschaftsliedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ und des Liedes: „Stoßt an, Jena soll leben.“

Köln und auch Arnold Schlönbach eingetroffen. Die männlichen Mitglieder versammelten sich um zehn Uhr in Kinkels Wohnung und zogen darauf vom Poppelsdorfer Schloß in die mit Blumen und Guirlanden bekränzte Wohnung der Königin Johanna in der Josephstraße. Dort waren die Damen Fräulein Auguste Heinrich,¹⁾ Mala Thormann,²⁾ Mathilde Heuberger,³⁾ Anna Goldfuß⁴⁾ und Linda Bernd⁵⁾ schon als Gäste versammelt. Hier eröffnete Kinkel das Fest mit einer geistvollen Rede über die Tendenz, die Geschichte und den gegenwärtigen Bestand des Vereins und die Leistungen seiner Mitglieder. Dann erfolgte die Verlosung der Reihenfolge, in der die Preisaufgaben über Otto den Schützen — das diesmalige Thema — zur Vorlesung kommen sollten. Man sang das von Alexander Kaufmann gedichtete und von Johanna in Musik gesetzte Maitäfer-Nationallied:

Maitäfer flieg!

Maitäferlein wollt freien gehn,

Maitäfer flieg!

Goldkäfer sprach: So sei doch klug!

Bist ja noch lang nicht schmuck genug,

Maitäfer flieg!

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?

Maitäfer flieg!

Ei wie man nur so fragen kann!

Schaff dir erst goldne Flügel an,

Maitäfer flieg!

Maitäferlein wollt freien gehn,

Hirschkäfer sprach: So sei doch klug,

Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?

So schaff dir erst ein Prachtgeweih,

Als ob dein Vater König sei.

Maitäferlein wollt freien gehn,

Mistkäfer sprach: So sei doch klug,

Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?

Paß auf und höre meinen Spruch:

Schaff erst dir guten Wohlgeruch.

Maitäferlein flog weit und breit,

Wo kauft man goldne Flügelein

Und Hirschgeweih und Düste fein?

Maitäferlein flog lang umher

Und ward ein alt Maitäferlein

Und blieb doch, wie Maitäfer sein.

Maitäfer ward herrübet sehr

Und sprach: Ich arm Maitäferlein,

Jetzt bin ich alt und kriege fein!

Und was man lernt aus der Geschichte?

Maitäfer flieg!

Ber alt ist, kriegt kein Weiblein mehr,

Drum hör, bedenk dich nicht zu sehr,

Maitäfer flieg!

Am Nachmittage las Johanna das von ihr verfaßte Liederspiel „Otto der Schütz“ in einem Aufzuge vor. Dann las Kinkel sein unsterbliches Epos „Otto der Schütz“ vor, das ihn als einen der ersten und besten Epiker

¹⁾ Lebte längere Zeit als Lehrerin in London, wohnt zur Zeit in Bonn.

²⁾ Ist schon im zwanzigsten Lebensjahre zu Bonn gestorben.

³⁾ Sie war die Tochter des Landrats Heuberger zu St. Goar, der mit Freiligrath und Geibel befreundet war.

⁴⁾ Tochter des bekannten Zoologen Professor Goldfuß, Schülerin von Johanna Kinkel; die Eltern wohnten mit Kinkels im Poppelsdorfer Schloß. Anna heiratete später Herrn de Weerth zu Elberfeld, wo sie noch als Witwe lebt.

⁵⁾ Lebt noch in Bonn. Sie schreibt an den Verfasser 4. November 1898: Es war uns Gästen immer ein beklemmendes Gefühl, über den Wert der Arbeiten ein Urtheil abzugeben, wo bedeutende Männer wie Simrock, Kinkel und aufstrebende Talente dazu beitrugen. Ich selbst hatte öfters die Aufgabe, zu irgend einer Dichtung eine Aquarellvignette zu liefern; auch Frau Johanna lieferte drahtische und oft urkomische Bildchen zu heitern Erzählungen.

der deutschen Litteratur bekannt gemacht hat. Nach der Mitteilung der Zeitgenossen (vgl. Strodtmann, S. 258) fühlten die stumm an den Lippen des Vorlesers hängenden Zuhörer, „daß seit dem Mittelalter die deutsche Litteratur nicht eine erzählende Dichtung besäße, die sich an Lieblichkeit und Frische mit diesem Epos messen dürfte, das Kinkel im Rausch seiner neuen Liebe in kurzer Zeit vollendet hatte. Die reinste und bezauberndste Sinnlichkeit der Natur, an der es unsrer Poesie so sehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verse hervor, und die Verherrlichung einer edeln Minne verbreitete ihren rosigen Schein über die lauschenden Künzlinge und Jungfrauen.“ Dann folgte ein Romanzenkranz von Schönbach und ein humoristischer Cyklus von zwölf Orgelliedern: „Das Schützenlied. In zwölf Volkstönen, gar lustig zu lesen und zu hören.“ Nicht enden wollender Beifallsturm brach gegen Ende der Vorlesung aus, und bescheiden beugte der Dichter sein Knie vor der Königin, die ihm den Lorbeerkranz um die Stirn legte. Die Eindrücke des vergangenen Tages gipfelten bei dem Dichter in dem Gedanken an seine und des Maitäferbundes Königin. Die Maitäferzeitung brachte im Herbst desselben Jahres die Beschreibung einer Reise nach Nürnberg, die Kinkel mit seinem Freunde Fresenius gemeinsam unternommen hatte. Im Verkehr mit den Mitgliedern des Bundes fand Kinkel reichen Ersatz und Trost für das Unrecht, das ihm die Welt wegen seines Verhältnisses zu Johanna zufügte. In seinem Kreise verkehrte auch der geistreiche Dichter des Scipio Cicala, Universitätskurator Joseph von Rehsues (geb. 1779 zu Tübingen, gest. 1843 zu Bonn). Als neue Mitglieder traten im Jahre 1842 hinzu Hermann Behn-Eschenburg,¹⁾ Wilhelm Seibt,²⁾ Albrecht Schöler³⁾ und A. Wolters,⁴⁾ von denen nur Schöler ein dichterisches Talent hatte.

Ein weiteres poetisches Fest feierte darauf der Bund durch die Aufführung der Goethischen Sphigenie, mit deren Vorbereitung die Genossen lange Zeit beschäftigt waren. Ein auserwählter Kreis von Professoren und Bonner Familien mit ihren Damen füllten das eine Zimmer der Direktrix in der Wohnung zu Poppelsdorf, das andre mit seiner Flügelthür war die griechisch-einfache Bühne. Johanna spielte die Sphigenie, Andreas Simons den König, Schöler den Arkas, Kinkel den Dreftes und Beyschlag den Pylades. Beyschlag sagt von dieser Aufführung (S. 129): „Als wir nun so im griechisch-kythischen Kostüm, Kinkel und ich im Chiton und farbigen Überwurf, mit silbernen Stirnbändern in den gleichgeschaitelten dunkeln Locken, im Glanz der Lichter standen, ward uns die Dichtung zur Wahrheit, und wir machten unsre Sache so gut, als man von uns erwarten konnte. Die Darstellung erntete reichen Beifall und mußte an einem folgenden Tage noch einmal wiederholt werden; daran schloß sich ein übermütig fröhlicher Abend.“

Um die Fastnachtszeit wurde darauf im Poppelsdorfer Schlosse der Goethische Bürgergeneral aufgeführt und der Aufführung ein aus der spanischen Tagesgeschichte geschöpftes Fastnachtspiel hinzugefügt. Hierbei machte namentlich die junge bildschöne Tochter eines Bonner Professors, Anna, als

¹⁾ Nachmals Professor in Zürich.

²⁾ Lebt als emeritierter Lehrer zu Frankfurt a. M.

³⁾ Schöler, geb. 11. Februar 1819 zu Wünnigen an der Mosel, studierte von 1841 bis 1844 zu Bonn Theologie, wurde später Pfarrer zu Andernach, wo er am 5. Januar 1863 starb. Er ist der Verfasser der „Geschichte des Hunsrücker Chronisten“ (1860 bis 1863). Er schrieb 1846 für den Maitäfer: „Das Mosel-Märchen,“ das nicht ohne Geist und Geschmac ist.

⁴⁾ Albert Wolters, nachmaliger Pfarrer zu Bonn, später Professor zu Halle.

junge Bäuerin im roten Nieder, weißen Häubchen und kurzen Kleide und wiederum als spanische Majestät im Purpurmantel, eine Krone auf dem aufgelösten reichen goldblonden Haar, dem jungen Willibald Beyschlag das Herz schwer (S. 189). Vgl. auch Seite 198 ff., wo Anna die Kränze und Guirlanden aus dem Walde bei der „Rosenburg“ für das Stiftungsfest 1844 geholt und damit die Festräume geschmückt hatte. Um zehn Uhr morgens begann die Vorlesung. Fünf Arbeiten waren da. Zuerst las Beyschlag sein „Frühröschen“, dann Wolters, dann Ackermann. (Vgl. Beyschlag, Blütenstrauß.) Der erste ein Märchen „Galloh und Hallih“, der andre „Die letzten Romantiker und die letzten Abergläubischen.“ Kinkel las nachmittags nach dem Festessen „Im Heideweg“ zu Eudenich seinen „Groschmied von Antwerpen“, dann Johanna noch einen kleinen Schwank. Bei der Preisverteilung erhielt Kinkel den ersten, Beyschlag den zweiten, Wolters den dritten Preis. Hinterher wurde verraten, daß auch Wolters eine Stimme für den ersten Preis gehabt habe, und zwar die von Karl Simrock, der zum erstenmale in diesem Kreise erschienen war. Auch Beyschlag erhielt eine Stimme von der Angebeteten seines Herzens, der schönen Anna, der er als Nachbar bei Tische einen Kranz mit weißen Rosen aufsetzte; sie sah bezaubernd aus, wie die Königin des Festes, aber unbewußt (S. 201). Den Namen der schönen Anna verschweigt des Sängers und jetzigen Professors Höflichkeit wohlweislich. Was ist aus Anna geworden? Vielleicht verrät es uns ihr damaliger Jugendfreund, wenn er seine „hintergehaltne bis zu zwei Dritteln vollendete Arbeit über Kinkel“ der Öffentlichkeit übergiebt.

Vom Jahre 1843 bis 1845 wohnte das Kinkelsche Ehepaar im Schlosse Clemensruhe zu Poppelsdorf. Über die Feier des Stiftungsfestes spricht sich Johanna in ihren Erinnerungen folgendermaßen aus: „Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unsrer Ehejahre wohnten, wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer reich mit Blumen geschmückt, deren eins die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund hob sich reizvoll gegen die dunkelgrünen Laubgewinde ab, die in Form eines gotischen Bogens die Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinnenden Häupter mit Kränzen von Epheu und Rosen geschmückt, und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heitern Bundes, die hier zum erstenmal zum Vortrag kommen sollten. Dies Fest war von einem wahrhaft griechischen Hauche verklärt. . . . Hier saß Karl Simrock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluten deutscher Vergangenheit förderte. Vor seinem ernsten Auge, vor den schweigsamen Lippen zitterte jeder junge Dichter. Und spät abends, wenn der Wettstreit beendet war, wie verwandelten sich die strengen Züge unter dem Kranz dunkelroter Rosen, wenn der Becher kreiste und die Scherze sprühten! So muß Anakreon um sich geschaut haben, alles zur wonnigsten Heiterkeit mit sich forttreibend. Hier entzündete uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisierens, das an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeiltern Liedern etwas nachgab.“

Johanna lieferte im Jahre 1843 für den Maikäfer das Stück: Der letzte Salzbock, politisches Drama in fünf Aufzügen, eine Satire, deren Held als Missionar in China wirkt; Kinkel schrieb für das Blatt „Friedrich Nothbart in Suza“, oder „Basallentreue“, ein schon im Juli 1841 geschriebenes Lieder- und

Luftspiel in drei Aufzügen. Jakob Burckhardt sagt darüber in seinem Briefe an Kinkel vom 3. März 1843: „Der letzte Salzbock hat mächtig gewirkt, und ich will Hans heißen, wenn so etwas anonym auf dem Bonner Theater vorgebracht nicht besser amüsierte, als alle französischen Konversationsstücke.“ Und in dem Briefe vom 15. März 1843: „Ihr »Friedrich in Suza« müßte sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen. Es geht die Sage, Sie hätten ihn binnen vierundzwanzig Stunden geschrieben, was ich nicht fasse.“

Auch das Jahr 1844 wurde für den Maikäserbund fruchtbringend. Dem engeren Anschluß an den Bonner poetischen Kreis und dem Verkehr mit den rheinischen Dichtern verdanken wir die schönsten Dichtungen der rheinischen Poeten. Schon früher gehörte dem Kreise an der talentvolle Laurentius Versch (geb. 16. Juni 1811 zu Aachen; er studierte in Bonn 1829 Philologie und von 1836 ab Jurisprudenz und starb dort den 12. Mai 1849). Er ist der Begründer des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, der Verfasser der Dichtungen: Religiöse Gedichte (1832 bis 1834) und Der gute Gerhard von Köln (1845). Jetzt wurde auch Ferdinand Freiligrath, der im Sommer 1844 auf seiner Reise nach Belgien einige Zeit in Bonn verweilte, ein Freund des Bundes. In der „Krone“ zu Ahmannshausen, wo jetzt sein Denkmal den Rhein und seine Berge begrüßt, hatte Freiligrath gerade sein „Glaubensbekenntnis“ vollendet und wollte von seinen Freunden — vielleicht für immer — Abschied nehmen. In Bonn legte er die kühnen Gedichte, die von glühender Sehnsucht nach Freiheit und Völkerglück durchweht waren, dem Kreise der Freunde vor, von denen die meisten von einem gewissen frommen Schauder ergriffen wurden. Nur Kinkel verstand den Seelenschwung des kühnen Freiheitsfängers und zog, als er an den Ufern des Rheins entlang mit ihm wandelte, den Freund fest und glühend an sein Herz.

Die Erfolge, die Kinkel mit der Zeit durch seine akademische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte errungen hatte, brachten auch manchen frühern Freund dem Kreise des Maikäserbundes wieder näher. Der „verlorne“ Rosenkäser Alexander Kaufmann trat wieder in den Bund als treues Mitglied ein. Außerdem erwarb der Verein neue Mitglieder in Franz Beytschlag, geb. am 6. August 1826 zu Frankfurt a. M. Er studierte in Bonn Theologie, wurde evangelischer Prediger in Neuwied am Rhein, wo er am 3. Januar 1856 starb. Er ist der Verfasser von „Heideröschen,“ Nachgelassenen Gedichten, herausgegeben von seinem Bruder 1862.

Dann in W. Ernst Ackermann, geb. am 14. Oktober 1821 zu Königsberg. Er studierte 1843 in Bonn Theologie, Philosophie und Geschichte. Er verweilte hierauf als Erzieher in einer russischen Familie in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, und hier erlag er am 14. Juni 1846 dem Nervenfieber. Johanna sagt von ihm: „Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut W. Ernst Ackermann mit seinem lavasprühenden Geiste durch unsre Reihen. Zu schrankenlos, um ein Gebilde reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindlich, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten (1847), stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahre noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Potal, seinen Manen geweiht.“ Nach seinem Tode erschien: Aus dem poetischen Nachlasse, 1848.

Auch Wilhelm Junkmann trat dem Bunde bei. Er ist geboren am 2. Juli 1811 zu Münster; er studierte 1834 in Bonn Philologie. Später besuchte

er von 1845 bis 1847 wieder die Universität Bonn, um dort das Doktor-examen abzulegen. Im Jahre 1855 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte an die Universität Breslau berufen, wo er am 3. November 1886 starb. Seine Schriften auf litterarischem Gebiete sind: Elegische Gedichte, 1836. Gedichte, 1844.

Gleichzeitig mit Alexander Kaufmann trat nunmehr Karl Simrock, der sich nach der Sitte der Bonner Professoren anfangs etwas vornehm zurückgehalten hatte, als Mitglied dem Bunde bei.

Karl Joseph Simrock, geboren am 18. August 1802 zu Bonn (dort gestorben am 18. Juli 1876), bezog 1818 die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studieren. A. W. Schlegels Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur entfachten in dem Geiste des talentvollen Jünglings die Vorliebe für die Litteratur. Seit 1822 in Berlin fand seine Neigung zur altdeutschen Sprache und Litteratur durch Lachmanns Vorlesungen neue Nahrung. Im Jahre 1823 Auskultator und 1826 Referendar beim Kammergericht in Berlin, wurde er 1830 wegen seines Gedichts „Die drei Farben,“ worin er die französische Julirevolution mit Begeisterung begrüßt hatte, aus dem Staatsdienste entlassen.*) Auf seinem Weingute Menzenberg bei Bonn widmete er sich darauf ausschließlich dem Studium der altdeutschen Sprache und Litteratur und veröffentlichte im Laufe der folgenden Jahre eine Reihe der wertvollsten Arbeiten, teils Übersetzungen, teils freie Bearbeitungen altdeutscher Denkmäler. Seine großen Verdienste um die deutsche Litteratur (Nibelungenlied, Amelungenlied) konnten denn auch auf die Länge der Zeit nicht unbeachtet bleiben, und so erfolgte 1850 seine Berufung als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an die Universität Bonn, an der er bis an seinen Tod erfolgreich wirkte. Bei Gelegenheit der Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmal's in Königswinter am 29. Juni 1896 wurde von dem Bonner Universitätsprofessor und Geheimen Justizrat Dr. Hermann Hüffer und von dem Verfasser die Ehrung dieses um die deutsche Litteratur so hoch verdienten Mannes durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt Bonn angeregt, das in der allernächsten Zeit durch den Denkmalausschuß in Bonn verwirklicht werden wird.

Von den auswärtigen Freunden wohnten dem Maitäferbunde auch Magerath, Wolfgang Müller und der spätere Mitbegründer der deutschen Schillerstiftung, der geistreiche Schriftsteller Ludwig Braunsfels bei (gest. als spanischer Konsul am 26. September 1885 zu Frankfurt a. M.). Eine dichterisch fein beanlagte Persönlichkeit war Magerath. Er wurde als der Sohn eines Notars 1815 in Linnich bei Jülich geboren, studierte in Bonn die Rechte und ging darauf nach Köln zum dortigen Landgericht über. Im Mai 1840 wurde er Assessor, 1841 Hilfsarbeiter im Justizministerium, und wurde darauf im Kultusministerium beschäftigt; dann trat er in den Verwaltungsdienst über und wurde am 1. Oktober 1847 Justitiarius bei der Regierung zu Aachen. Im Jahre 1856 wurde er Staatsmitglied der Köln-Mindener Eisenbahndirektion zu Köln, wo er in den Kreis seiner Freunde und Gesinnungsgenossen zurückkehrte. Ein schweres

*) In diesem Gedichte hieß es:

In drei Tagen ging ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit,
Weht am ersten noch die weiße Fahne,
Regte sie der zweite rot mit Blut.

Augenleiden, das ihn fast ganz der Sehkraft beraubte, nötigte ihn, im Jahre 1866 sein Amt aufzugeben. Am 21. März 1876 starb er zu Köln.

Seine Gedichte geben Zeugnis von der großen Begabung für das Lyrische sowohl als für die kleinen epischen Formen, die Ballade, die Romanze und ganz besonders für die Idylle. Noch entschiedner tritt sein Talent in den Dichtungen hervor, in denen er sich selbständiger bewegt, und die nicht weniger durch die poetische Durchdringung des Stoffes, als ihre reiche Sprache bemerkenswert sind.

Im Verein mit Simrock und Freiligrath gab er das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie“ in zwei Jahrgängen (Köln, 1840 bis 1841) heraus. Außerdem Gedichte 1838 und Nachgelassene Gedichte 1877. In dem Jahrbuch finden wir u. a. die schönsten Gedichte von Wolfgang Müller von Königswinter, der sich hier noch E. W. Müller nennt (Wilhelm von Holland, Mächtliche Erscheinung zu Speyer, Deutschlands Wächter u. a.), Gedichte von Karl Zimmermann, Karl Simrock, Gustav Barrius, Ferdinand Freiligrath, Nikolaus Delius, Adolf von Marées, Levin Schücking, Nikolaus Becker, Wilhelm Smets, Gottfried Kinkel und Wilhelm Junkmann, J. M. Hutterus und Louise von Bornstedt. Matzerath singt in seinem Liede: Rheinlandschaft:

Die Siebenberge leuchten
Glüh auf im Abendschein,
Goldgrüne Wellen rollet
Der königliche Rhein.
Gefallen Burg und Zelle,
Der Bürger trägt die Wehr,
Wir brauchen keine Ritter
Und keine Mönche mehr!

Außerdem finden wir zum erstenmal hier Karl Simrocks: „Warnung vor dem Rhein.“

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Telephonstatistik. Die neue Fernsprechnormenordnung berührt die Interessen weiter Kreise im Reichspostgebiet (d. h. Deutschland ohne Bayern und Württemberg). Es bestehen hier zur Zeit (1899) rund 740 — ja vielleicht schon 1000 — Stadtfernsprecheinrichtungen, und die Zahl der Teilnehmer an diesen betrug schon 1897: 123 091, die der Sprechstellen 149 064. Gegenwärtig ist die Zahl der Sprechstellen schon auf 172 000 angewachsen. Eine bedeutende Zunahme der Fernsprechteilnehmer aber ist auch in Zukunft noch zu erwarten, wenn man bedenkt, daß in Schweden schon auf 100 Einwohner, in Deutschland dagegen erst auf etwa 340 Einwohner je ein Telephon kommt. In Stockholm ist heute schon jeder vierzehnte Mensch Inhaber eines Fernsprechers, in Berlin und Hamburg ungefähr erst jeder fünfundsiebzehnte. Und doch sind die deutschen Fernsprecheinrichtungen